

Peter Lukasch

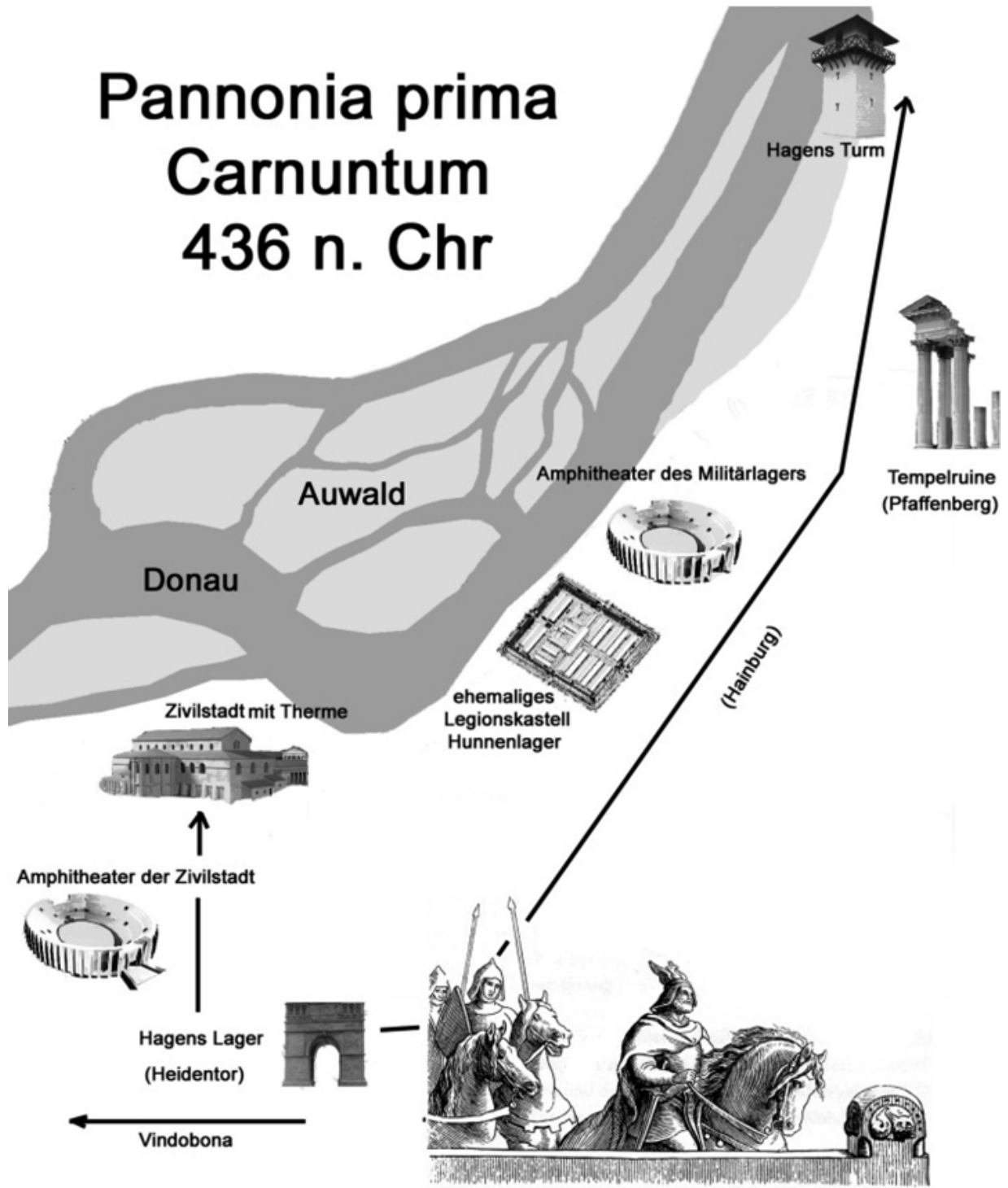
Zu Hainburg verblieb man über Nacht



Ein Nibelungen-Krimi



Pannonia prima Carnuntum 436 n. Chr



Cum grano salis (mit Vorsicht zu genießen)

Die Handlung und ihre Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlich geschehenen Ereignissen, lebenden oder verstorbenen Personen ist zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt.

Hinsichtlich des geschichtlichen Hintergrundes der Erzählung wird kein Anspruch darauf erhoben, in allen Details einer exakten historischen Überprüfung standhalten zu wollen.

Der Ort der Handlung, die Stadt Hainburg, unweit der ehemaligen Römermetropole Carnuntum in Niederösterreich, wird im Nibelungenlied in einer einzigen Zeile erwähnt:

Ze huniburch der alten / si waren vber naht

*Für Theres ,Barbara und
Veronika*

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Prolog

Die Grube maß etwa drei Meter im Geviert, war fast einen Meter tief und von den beiden Männern, die beim Schein einer Taschenlampe auf ihrem Grund hockten, an einer Ecke noch weiter abgegraben worden. Es roch nach Moder und Tod. Sie hatten das Skelett, das mit ausgebreiteten Armen da lag, fast völlig freigelegt und scharften auf der Suche nach Artefakten mit einem breiten Messer und der Spitze eines Spatens vorsichtig in der den Toten umgebenden Erde.

Die Geräusche eines auf der nahegelegenen Landstraße rasch herankommenden Autos ließen sie innehalten. Obwohl die Grube teilweise durch den kleinen Bagger einer Baufirma, deren Leute hier gearbeitet hatten, vor Blicken geschützt war, löschten sie die Taschenlampe und kauerten sich tief nieder. Der Lichtstrahl des aufgeblendeten Scheinwerfers durchschnitt die Nacht und verzerrte für einen Augenblick die aus der Unendlichkeit kommenden Schatten mit einer fließenden Bewegung zu scharfen Konturen. Es sah fast so aus, als ob in den leeren Augenhöhlen des Totenschädels, den die Männer knapp vor sich hatten, ein dunkler Blick geweckt worden war, der über sie hinwegglitt, ehe er wieder erlosch.

Nicht ohne ein gewisses Unbehagen setzten die Raubgräber ihre Arbeit fort und wurden schließlich fündig. Das Messer förderte einen dunklen, verkrusteten Gegenstand zu Tage, der unter dem Beckenknochen des Toten gelegen hatte und zu krümeligem Staub zerfiel, als sie ihn hervorzerzten. Er gab einen goldfarbenen Blechstreifen frei, der mit Ornamenten und Schriftzeichen bedeckt war. Aufgeregt flüsternd betrachteten sie ihren Fund und

stocherten dann weiter in der Erde, bis sie neuerlich auf etwas stießen, das aus Leder gefertigt schien und das sie zunächst für eine Schwertscheide hielten. Ohne Rücksicht auf etwaige Beschädigungen, weil sie möglichst rasch mit ihrer Beute das Weite suchen wollten, zogen sie ihren Fund aus der Erde. Das vergammelte Leder platzte sofort auf und zerbröselte. Ein Strom kleiner goldener Münzen ergoss sich mit hellem Klingeln auf den lehmigen Boden und glänzte verführerisch im Licht der Taschenlampe. Eine ganze Weile starrten die beiden Männer schweratmend und schweigend auf den kleinen Schatz, der ihnen da so unversehens in die Hände gefallen war.

„Gold?“, fragte schließlich der eine, der sein Glück nicht fassen konnte, mit belegter Stimme. „Römisch?“

Der andere wiegte den Kopf und hielt eine der Münzen dicht vor die Augen, um die Inschrift zu entziffern. „Unglaublich“, murmelte er. „Gold schon, aber nicht römisch. Solche Münzen hat man bisher erst einmal gefunden und für Fälschungen gehalten. Wenn ich nicht wüsste, dass das unmöglich ist, würde ich sagen, das ist Burgundergold, Nibelungengold.“

Er wollte fortfahren, aber sein Begleiter legte ihm mit leisem Zischen die Hand auf den Arm und löschte die Taschenlampe. Aus der Richtung, wo der Bagger stand, waren Geräusche zu hören. Ein schwacher Lichtschein streifte über ihre Köpfe und erlosch. Dann näherten sich schleichende Schritte. Sie waren nicht mehr allein. Die beiden Männer verständigten sich mit einem kurzen Blick. Der eine wischte mit einer automatischen Bewegung sein breites Jagdmesser an der Hose blank, und der andere hob den Spaten, bereit zuzuschlagen. Sie waren fest entschlossen, ihren Fund gegenüber jedermann mit allen Mitteln zu verteidigen.

Das Nibelungengold begann, kaum dass es aus dem Grab seines letzten Besitzers befreit worden war, so wie schon

anderthalb Jahrtausende zuvor, neuerlich Mord und Totschlag anzuziehen.



Kapitel 1

Pannonia prima, 436 n. Chr.

Die Reisenden waren kurz nach der Schneeschmelze aufgebrochen und in den folgenden Wochen gut vorangekommen. Jetzt, da ein ungewöhnlich warmer Frühsommer die Straßen staubig machte und die angrenzenden Fluren und Auen mit einem farbenprächtigen Kleid von leuchtendem Grün und bunten Blüten überzog, näherten sie sich von Westen kommend auf der römischen Heerstraße der alten Stadt Carnuntum.

Lang auseinandergezogen bewegte sich der Treck gemächlich vorwärts. Die Hufe der Pferde wirbelten kleine Staubfahnen auf, die Wimpel flatterten im Wind und so mancher Krieger hatte, um sich in der warmen Sonne Erleichterung zu verschaffen, seinen Helm abgenommen und mit anderen beschwerlichen Rüstungsteilen an die Seite seines Pferdes gehängt.

Lediglich um die beiden Ochsenkarren, welche der Zug mit sich führte und die das langsame Reisetempo bestimmten, ritten etwa zwanzig ausgewählte, voll gerüstete Soldaten und beobachteten aufmerksam die Umgebung. In einer Situation, in der ein Angriff durch Wegelagerung nicht mehr zu befürchten war, eine militärisch sinnlose Maßnahme, die aber ihr Anführer – ein Mann der Hagen hieß, den seine Leute jedoch meist respektvoll Tronje nannten – aus Gründen der Disziplin aufrechterhielt.

Vor drei Tagen hatten sie Stadt und Festung Vindobona passiert. Der Hafen, der früher der römischen Donauflotte als Quartier gedient hatte, lag verlassen und baufällig da, aber im ehemaligen Legionslager hatte sich ein

Kriegshaufen einquartiert, der aus Angehörigen verschiedener Völkerschaften bestand, offenbar in strenger Disziplin gehalten wurde und wahrscheinlich in hunnischem Dienst stand. Die Reisenden waren unbehelligt vorbeigezogen, hatten im Bereich der kaum mehr bewohnten Siedlung vor der Festung ein Lager aufgeschlagen und bei Händlern ihre Vorräte ergänzt. Niemand hatte sie nach ihrem Ziel gefragt, und kein Amtsträger hatte sich um sie gekümmert. Das war ungewöhnlich, weil ein Trupp von etwa hundert gut ausgerüsteten und bewaffneten Männern naturgemäß die Aufmerksamkeit jedes lokalen Befehlshabers auf sich hätte ziehen müssen.

Keiner der Männer gab sich der Illusion hin, dass ihre Zahl und Bewaffnung, die allenfalls ausreichen mochte, Wegelagerer abzuschrecken, die Besatzung des Kastells im Geringsten beeindruckt hatte. Wahrscheinlicher war, dass der Wimpel des Großkönigs, den sie deutlich sichtbar mit sich trugen, sie schützte. Noch wahrscheinlicher war, dass die Besatzung der Festung ohnehin wusste, wer sie waren und Befehl erhalten hatte, ihrem Weiterzug nichts in den Weg zu legen. Die wenigen Zivilisten, die hauptsächlich des guten Geschäftes wegen den Ankömmlingen nicht aus dem Weg gegangen waren, hatten längst gelernt, dass es klug war, nicht allzu viel Fragen zu stellen, oder gar Antworten auf heikle Fragen zu geben. Sie beschränkten sich ausschließlich auf das Geschäftliche und stellten sich im Übrigen dumm und unwissend.



Seit der römische Heermeister vor etwa drei Jahren den Hunnen die Provinz Pannonien, die sie faktisch schon beherrschten, formell übertragen und die letzten römischen Truppen, die ohnehin keine Ordnungsfunktionen mehr ausüben konnten, sondern eher lokale Störfaktoren waren,

zurückgezogen hatte, herrschte so etwas wie ein angespannter Frieden. Die romanisierte Bevölkerung, die im Land geblieben war, konnte sich zwar mit den neuen Herren nicht recht anfreunden, machte aber die Erfahrung, dass ein Zustand, der durch unvorhersehbare Willkür geprägt gewesen war, durch ein System organisierter und damit kalkulierbarer Willkür ersetzt wurde. Der Großkönig, der dabei war, sich seinen Traum von einem Weltreich, das selbst das Imperium Romanum übertreffen sollte, zu erfüllen, wünschte, dass ihm aus seinen neuen Ländern reichlich Abgaben zukämen. Dazu war es erforderlich, die wirtschaftlichen Strukturen zu erhalten und die Kuh, die Milch gab, nicht zu schlachten. Der Arm des Großkönigs reichte weit. Seine Truppenführer und Beamten verzichteten also darauf, so wie bisher hemmungslos Beute zu machen und ersetzten wahllose Plünderungen durch ein systematisches und etwas moderateres System der Steuereintreibung.

Dieser hunnische Frieden, der dem Land noch eine kurze Zeitspanne bescheidenen Wohlstandes und Sicherheit verschaffte, sollte nur wenige Jahre währen. Bald nach dem Tode des Großkönigs fanden die letzten Reste römischer Zivilisation in Pannonien ein Ende und das Land glitt in einen dunklen, fast geschichtslosen Zustand, der fünfhundert Jahre oder länger dauern sollte, und aus dem in der Erinnerung der Völker nur einzelne sagenhafte Geschehnisse und Heldentaten hervorleuchten.



Um die Mittagszeit erreichte der kleine Heerzug ein freies Feld, auf dem ein mächtiger, von vier Säulenbogen getragener, torähnlicher Bau aufragte, den irgendein Kaiser zur Erinnerung an seine längst bedeutungslos gewordenen Triumphe errichten und mit seiner Statue hatte schmücken lassen. Die Statue lag mit dem Gesicht nach unten im

Staub, aber ihre Beine standen noch bis zu den Knien trotzig und breit auf ihrem steinernen Podest. Dort ließ Hagen ein Lager aufschlagen, ritt aber selbst ein Stück weiter, um die Lage zu erkunden.

Längs der Straße erstreckten sich ausgedehnte Ansiedlungen. Auf ein Areal, das baulich in einem halbwegs guten Zustand zu sein schien und eine städtische Struktur mit teilweise noch intakten Steinbauten erkennen ließ – es war dies die eigentliche Stadt Carnuntum – folgte eine große unbefestigte Ansiedlung, in welcher ehemals der Tross der Legionen, hauptsächlich die Angehörigen der Soldaten, sowie zahlreiche Händler und Handwerker gelebt hatten. Jetzt war kaum noch jemand da und die Siedlung machte einen erbärmlichen, wüsten Eindruck, obwohl einzelne Rauchfahnen auf die Anwesenheit letzter Bewohner hinwiesen.

Hagen kam an einem baufällig gewordenen Amphitheater vorbei, in dessen ovalem Rund germanische Krieger, die den Hunnen Heerdienst leisteten, den Schwertkampf übten. Sie wurden von einigen hunnischen Anführern beobachtet, die es sich in der ehemaligen Loge des Stadthalters bequem gemacht hatten und sich gleichgültig abwandten, als Hagen vorüberritt.

Schließlich erreichte er das Kastell von Carnuntum. Das von einem eindrucksvollen zweistöckigen Steinbau flankierte Lagertor war durch einen Weidenzaun ersetzt worden, der dazu diente, die Tierherden, die am Lagergelände gehalten wurden, am Davonlaufen zu hindern. Zwischen den Unterkunftsgebäuden lagerte in Zelten eine größere Zahl von Kriegern, offensichtlich Hunnen.

Hagen richtete sich auf seinem Pferd auf und spähte über die stellenweise schon zerfallende Umwallung. Als erfahrener Soldat schätzte er die Zahl der Krieger auf mehrere hundert Berittene. Eine erstaunlich große Streitmacht, die er trotz des vom Großkönig offensichtlich befohlenem ungehinderten Durchmarsches durch

hunnisches Gebiet nicht einfach zu ignorieren wagte. Nach kurzem Zögern wendete er sein Pferd und ritt auf das Lagertor zu, vor dem einige hunnische Offiziere auf ihren Pferden saßen und den Fremdling beobachteten. Als er auf halbe Pfeilschussweite herangekommen war, spuckte der Anführer der Hunnen demonstrativ auf den Boden und ritt gefolgt von seinen Begleitern in das Lager zurück. Hinter ihnen wurde mit nachdrücklicher Sorgfalt der Weidenzaun zugezogen und mit einem Verhau aus geflochtenen Dornenzweigen verstärkt. Die Geste war eindeutig gewesen. Man wusste, wer er war und hatte nicht den Wunsch, mit ihm zu sprechen.

Nach abermaligem kurzen Zögern kehrte Hagen zu seinen Leuten zurück. Er empfand ein fast übermächtiges Gefühl der Bedrohung, war sich aber gleichzeitig darüber im Klaren, dass er und seine Männer im Augenblick absolut nichts zu befürchten hatten. Noch nicht. Also verzichtete Hagen darauf, seinen Soldaten Verteidigungsbereitschaft zu befehlen.

Am Abend rief Hagen seine beiden Unterführer und die beiden Prinzen, die ihm anvertraut waren, zu sich.

Die Situation war mehr als besorgniserregend und bedurfte eingehender Beratung.



Im Vorjahr war es König Gundahar nämlich endgültig leid gewesen, den kriegsdienstpflichtigen Vasallen für die Römer an der Rheingrenze zu spielen. Sein Volk war stark gewachsen, seine Krieger kampferprobt, die Kriegskasse gut gefüllt und er beschloss, es anderen Königen gleichzutun, ein von Rom unabhängiges Reich zu schaffen und möglichst auf Kosten der Römer zu erweitern. Sobald es die Witterung zuließ, fiel er mit starker Heeresmacht in der römischen Provinz Belgica ein, stieß zunächst auf wenig Widerstand und wähnte sich schon am Ziel seiner Pläne.

Rom wurde zu jener Zeit von dem Heermeister Aëtius regiert, den die weitgehend machtlose kaiserliche Familie voller Neid und Misstrauen gewähren lassen musste – nicht zum Schaden des Reiches. Aëtius, den spätere Geschichtsschreiber den letzten Römer nennen sollten, konnte zwar den Zerfall des Reiches nicht aufhalten, aber doch zu seinen Lebzeiten – ehe er von dem glücklosen Kaiser Valentinian eigenhändig erschlagen wurde – deutlich verlangsamen. Dort, wo die römischen Truppen dazu zu schwach waren, bediente er sich eines raffinierten Systems von Bündnissen und spielte die verschiedenen germanischen Stämme, die sich auf Reichsgebiet angesiedelt hatten, gegeneinander aus. Schon längst hatte Aëtius das Erstarken der Burgunder mit Sorge beobachtet, und auch die ehrgeizigen Pläne ihres Königs waren ihm nicht verborgen geblieben. Der Angriff auf Belgica kam für ihn nicht überraschend. Noch war das Imperium handlungsfähig und in der Lage, übermütige Kleinkönige in die Schranken zu weisen. Gundahar sah sich plötzlich römischen Elitetruppen gegenüber, erlitt eine empfindliche Niederlage und musste sich fluchtartig in sein angestammtes Gebiet zurückziehen.

Wäre Gundahar klug genug gewesen, auf den Rat seines ersten Gefolgsmannes Hagen zu hören, hätte er sich reumütig verhalten und den Römern überzeugend seine künftige Loyalität und Treue versichert. Vielleicht hätte dann das Ärgste noch abgewendet werden können. So aber zeigte er sich halsstarrig, hielt an seinen vermessenen Plänen fest und brüskierte die Römer wo er konnte. In Aëtius, der ein kühl rechnender Realpolitiker war, reifte daher der Plan, die Burgunder durch einen weiteren Militärschlag entscheidend zu schwächen und die Reste dieses kriegserprobten Volkes, das ihm dann noch immer nützlich sein konnte, an einer anderen Stelle des Reiches wieder anzusiedeln. Zu der Zeit unterhielt er mit den Hunnen noch freundschaftliche Beziehungen und er dachte daran, für den Angriff auf die

Burgunder hunnische Hilfsvölker zu verwenden, um seine Legionen zu schonen.

Die Hunnen spielten allerdings auch in den Plänen Gundahars eine Rolle. Immerhin war es ihm einige Jahre zuvor gelungen, eine seiner Schwestern, die Kriemhild hieß und Witwe nach einem gewissen Sigurd war, über den aber niemand gern sprach, mit Attila zu verheiraten, der sich nach dem Tode seines Onkels Ruga gemeinsam mit seinem Bruder Bleda zum Herrn der Hunnen aufgeschwungen hatte. Zwar war Kriemhild nur eine von zahlreichen Prinzessinnen, die der Hunnenkönig gleichsam als Tribut von verschiedenen Königshöfen angesammelt hatte und im Rang von Nebenfrauen mit sich führte, aber Verwandtschaft war Verwandtschaft, dachte Gundahar und schickte Gesandte zu Attila, um ein Bündnis gegen Rom zu schmieden.

Die Antwort, die zurückkam, war ernüchternd. Der Fürst der Hunnen ließ wissen, er sei grundsätzlich und jedermann gegenüber zu Verhandlungen bereit, Vorbedingung seien aber angemessene Zahlungen, deren Höhe die Aufrichtigkeit des Verhandlungspartners glaubhaft mache. Im Falle der Burgunder biete sich dafür der Brautschatz der Kriemhild an, der rechtens ohnehin Attila zustünde, und der von der nächsten Gesandtschaft unbedingt mitgebracht werden möge. Der Großkönig hatte nämlich einen unstillbaren Goldhunger. Nicht etwa, weil ihm selbst Gold etwas bedeutet hätte, ihm genügte die Weltherrschaft völlig, die zu erlangen er nicht zweifelte. Aber seine beuteverwöhnten Krieger, die in den befriedeten Ländern nicht mehr so hausen konnten wie sie wollten, mussten ständig mit reichlich Gold bei Laune gehalten werden.

Die Botschaft Attilas wurde in der königlichen Residenz zu Worms gründlich erörtert. „Herr“, warnte Hagen, „der Hunne ist ausschließlich an Eurem Gold interessiert und nicht an einem Bündnis, das ihn in Gegnerschaft zu den Römern bringt. Man sagt sogar, dass er mit Aëtius befreundet ist. Gleicht Euch mit den Römern aus, was das Klügste wäre,

oder, wenn Ihr das nicht wollt, verwendet den Schatz dazu, Krieger anzuwerben, aber gebt ihn nicht einfach und für nichts aus der Hand.“

Der König dachte nach. „Gute Gründe sprechen dafür, sich an den Hunnen zu halten“, erklärte er dann. „Erstens, wird ihn der Schatz von der Nützlichkeit eines Bündnisses mit uns überzeugen, zumal wir auch Geiseln stellen werden, um ein Bündnis, das schon durch seine Heirat mit unserer Schwester naheliegend ist, noch weiter zu festigen.“

Die jüngeren Brüder des Königs, die Prinzen Gernot und Giselher, saßen daneben und schauten trübselig drein, weil sie sich schon denken konnten, wer als Geiseln in Frage kam.

„Zweitens, wird auch dem Hunnen klar sein, dass eine entscheidende Auseinandersetzung mit Rom unausweichlich ist. Warum nicht jetzt, mit uns als Bündnispartner?“

Gundahar lehnte sich zurück, sehr zufrieden mit seiner überzeugenden Argumentation.

Hagen war verzweifelt. „Herr“, sagte er, „bedenkt auch dies: Sobald der Schatz im Hunnenland ist, kann keine Macht der Welt Attila daran hindern, ihn zu nehmen, ganz ohne Gegenleistung, die er auch gar nicht versprochen hat. Ihr wisst, dass ich großen Respekt vor Eurer verehrten Frau Schwester habe, obwohl sie mich grundlos mit Hass verfolgt hat. Aber sie ist schließlich nur eine von vielen Frauen im Harem eines Hunnen, die wahrscheinlich nur dann Gehör findet, wenn sie von einem Schatz faselt, der ihr angeblich zusteht. erinnert Euch doch, dass wir wegen ihres rachsüchtigen Wesens froh waren, sie los zu werden und Attila sie überhaupt nur genommen hat, weil wir ihm eine reiche Mitgift versprochen haben, die wir ihm noch immer schuldig sind. Und was die Geiseln anlangt, die sind genauso viel wert wie zwei Schwertstreiche – nicht mehr.“

Hagen warf einen Seitenblick auf die beiden Prinzen, die noch trübseliger schauten und fuhr fort: „So sehr ich auch Eure weitreichenden Pläne bewundere, im Spiel der

Mächtigen ist Burgund ein unbedeutender Faktor und die Zeit für eine entscheidende Auseinandersetzung zwischen Rom und den Hunnen ist noch nicht reif. Ich zweifle nicht am Heldenmut der burgundischen Fürsten, aber jetzt ist es Zeit, vernünftig und vorsichtig zu sein.“

Die beiden Prinzen sahen einander an, nickten zustimmend und hatten sichtlich nicht den Wunsch, zu den Helden gezählt zu werden.

Der König seinerseits starrte Hagen an, ein wenig verunsichert, aber gleichzeitig entschlossen, königliche Autorität und Überlegenheit zu zeigen.

„Auch ich zweifle nicht an Eurem Mut“, sagte er zu Hagen. „Deshalb erwähne ich auch nicht, dass Ihr soeben wie ein Feigling gesprochen habt. Sobald der Schnee geschmolzen ist, macht Ihr Euch auf den Weg, um nach meinem Willen zu verhandeln. Den Schatz nehmt Ihr mit, und meine Brüder werden Euch begleiten.“

Die beiden Prinzen, die wussten, dass ihr königlicher Bruder seine Meinung nicht ändern würde, waren sehr unglücklich.

„Den Priester nehmt auch mit“, fügte der König einem plötzlichen Einfall folgend hinzu, „damit es Euch am göttlichen Beistand nicht fehlt.“

Der König und seine Familie waren getaufte Christen, aber der König mochte den Priester, der sich wie selbstverständlich an seinem Hof einquartiert hatte, nicht. Der heilige Mann sprach zwar viel von einem großen Königreich, das aber nicht von dieser Welt und damit nutzlos war, und hatte trotz beeindruckender Rituale noch kein einziges Wunder zustandegebracht oder sich sonst nützlich gemacht. Der alte Sterndeuter, der dem Priester hatte weichen müssen, war zwar ein Scharlatan gewesen, aber er hatte zumindest über vielerlei Gifte Bescheid gewusst, eine Wissenschaft, auf die der König – wie viele von suspekten Verwandten umgebene Könige, die an der Macht bleiben wollten – gelegentlich zurückgegriffen hatte.

Niemand wusste, warum der Priester eigentlich bei dieser Unterredung anwesend war, und wer ihn hergebeten hatte. Aber so war es mit ihm immer. Er schien Gebete murmelnd allgegenwärtig zu sein und mischte sich überall ein. Gundahar war froh, ihn loszuwerden und unterband jeden Einwand des Gottesmannes, der den Zeigefinger hob und beginnen wollte, über seine Unabkömmlichkeit bei Hofe zu sprechen, mit einer herrischen königlichen Geste, die er lange heimlich geübt hatte, und auf die er sehr stolz war.



Die Beratung im Lager vor Carnuntum verlief erwartungsgemäß ohne besonderes Ergebnis. Lediglich der Priester, der sich zu den Anführern gesellt hatte und von niemandem fortgewiesen worden war, wusste ausnahmsweise etwas Nützliches zu berichten. Ein am Lager vorbeikommender Pferdeknecht, der überzeugter Christ war und den Priester daher für vertrauenswürdig hielt, hatte diesem, nachdem er den erbetenen Segen erhalten hatte, anvertraut, dass schon vor vielen Wochen eine hochrangige römische Delegation auf schnellen Pferden in die Residenz des Großkönigs geeilt und schon wenige Tage später auf dem Rückweg wieder vorbeigekommen war. Warum diese Gesandtschaft die Burgunder auf der Heerstraße weder überholt hatte, noch ihr begegnet war, wusste natürlich niemand zu sagen, aber die beunruhigende Vermutung stand im Raum, dass ein Zusammentreffen absichtlich vermieden worden war.

Allein in seinem Zelt saß Hagen noch geraume Zeit bewegungslos auf seinem Hocker, das Gesicht in den Händen vergraben und hing Erinnerungen nach. Er war zu jener Zeit ein großer, etwas korpulenter Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen Haar begann, grau zu werden. Obwohl er sich noch rasch und kraftvoll bewegen konnte, überkam ihn immer öfter die Ahnung des herannahenden

Alters, und es fiel ihm manchmal schon schwer, sich am Morgen mit flüssiger Bewegung aufs Pferd zu schwingen und den Eindruck ungebrochener Energie zu vermitteln. Von unbedeutender Herkunft hatte er sich mit Mut und Klugheit hochgedient und war schließlich zum Vertrauten und ersten Ratgeber der burgundischen Könige aufgestiegen, denen er so viele Jahre auf dem Schlachtfeld und im Rat treu gedient hatte, dass er in einer Zeit, in der die meisten Krieger kaum hoffen konnten, das dreißigste Lebensjahr zu erreichen, bei den Jungen zu einer Art Legende geworden war. Die Leute erzählten sich, dass er von den Trojanern abstamme, einem sagenhaften Volk, über das niemand etwas Genaues wusste, von dem die Römer aber große Stücke hielten und ihre eigene Abstammung ableiteten. Sie nannten Hagen daher manchmal auch Tronje. Andere raunten, sein Vater sei ein Elf gewesen, weshalb seine Gesichtsfarbe so auffallend blass sei und trotz langem Aufenthaltes im Feld nicht die geringste Bräunung annehme. Niemand wusste besser als Hagen, dass das alles Unsinn war. Aber weil er nicht frei von Eitelkeit war, beließ er es dabei und trat solchen Geschichten nicht entgegen, obwohl er ehrlich genug war, sie nicht selbst zu verbreiten.

Der unglückliche Vorfall mit jenem Sigurd, dem ersten Mann der Prinzessin Kriemhild, hatte ihm schließlich zusätzlich den Ruf eines harten, unerbittlichen Mannes eingetragen, der nicht davor zurückschreckte, erforderlichenfalls einen Meuchelmord zu begehen. Das hatte seiner Autorität nicht geschadet, ganz im Gegenteil. Trotzdem kränkte es Hagen, weil er zwar nie davor zurückgeschreckt war, seine Gegner im Kampf zu erschlagen, aber heimtückischer Mord nicht seine Sache war. Dennoch hatte er aus gutem Grund geschwiegen und auch diesem Gerücht nicht widersprochen.

Wenn er es recht bedachte, hatte das ganze Unglück überhaupt erst mit der Ankunft jenes Sigurd in Worms begonnen.



Schon als Sigurd einige Jahre zuvor mit einigen undurchsichtigen und verschwiegenen Gefolgsleuten am Hof zu Worms erschienen war und sich artig der königlichen Familie vorgestellt hatte, war er Hagen zuwider gewesen. Der Mann war groß, blond, gut aussehend, von athletischem Körperbau und ein tüchtiger Schwertkämpfer, wie Hagen, der dazu neigte, andere Männer nach ihrer Kriegstüchtigkeit einzuschätzen, bald feststellte. Abgesehen davon pflegte Sigurd an seinen Fingernägeln zu kauen und sie soweit als möglich abzubeißen, was Hagen widerlich fand. Die Damen schien das nicht sonderlich zu stören. Sie fanden Sigurd hinreißend, wenn er sie mit seinen großen blauen Augen anstrahlte. Ständig lag ein selbstbewusstes, siegessicheres Lächeln auf seinem Gesicht, das Hagen im engsten Vertrautenkreis als blöde bezeichnete.

Natürlich dauerte es nicht lange, bis sich die Schwester des Königs, die sich weder durch körperliche Vorzüge noch durch ein einnehmendes Wesen auszeichnete und bisher unverheiratet geblieben war, für Sigurd interessierte. Sobald die Möglichkeit einer Heirat erörtert wurde, insistierte Hagen heftig.

„Herr“, sprach er zu seinem König, „niemand weiß, wo dieser Mann herkommt und wer er wirklich ist. Es mag sein, dass er wirklich ein Prinz ist, wie er behauptet, aber Beweise dafür gibt es nicht. Und die Geschichten, die er über seine Kämpfe mit Drachen und Unholden erzählt, wenn er betrunken ist, lassen mich an seiner Aufrichtigkeit zweifeln. Wenn Ihr ihn in die königliche Familie aufnehmt, wird er uns binnen kurzem großen, großen Ärger machen.“

Der König schaute Hagen mit listigen Augen an. „Mir scheint“, sagte er, „aus Euch spricht die Eifersucht. Habt Ihr etwa selbst vor, um die Hand der Prinzessin zu werben? Auch wenn Ihr nicht von königlicher Abstammung seid, so

seid Ihr doch ein Mann von großen Verdiensten, und ich wäre allenfalls geneigt ...“

Hagen schauderte leicht zusammen. „Nein Herr“, murmelte er, „solche vermessenen Wünsche hege ich nicht.“ Damit war das Gespräch zu Ende, und Hagen hütete sich, noch einmal darauf zurückzukommen.

Letztlich gab der Schatz, den Sigurd mitgebracht hatte und seiner Braut zum Geschenk machen wollte, den Ausschlag. Er war nicht groß genug, um ein Königreich zu kaufen, aber doch groß genug, um die Kriegskasse eines ehrgeizigen Königs, der das Eigentum seiner Untertanen und Verwandten als sein eigenes betrachtet, mehr als ausreichend zu füllen. Die Herkunft dieses Schatzes war ebenso ungewiss, wie die Herkunft seines Besitzers. Sigurds phantastische Erzählungen über ein in den Nebeln des Nordlandes hausendes Volk, das Nibelungen genannt wurde, und dem er den Schatz abgenommen haben wollte, waren natürlich Märchen, aber niemand wollte es so genau wissen. Hagen vermutete, dass Sigurd den Schatz gestohlen oder geraubt hatte und nun nach einer Möglichkeit suchte, ihn zu ehrlichem Geld zu machen. Dass es ihm überhaupt gelungen war, den Hort in diesen unsicheren Zeiten bis nach Worms zu bringen, ohne selbst erschlagen und beraubt worden zu sein, war nach Meinung Hagens reine Glückssache gewesen.

Die Hochzeit war reich und prächtig, den fürstlichen Brautleuten wohl geziemend, und Sigurd begann schon bald danach, so wie es Hagen vorhergesagt hatte, Ärger zu machen.

Nicht nur, dass er umherstolzte und sich gebärdete, als ob er selbst König wäre, oder dem König zumindest ebenbürtig, nicht nur, dass er sich als arger Raufbold erwies und Edelleuten unter dem Vorwand ritterlichen Zweikampfes die Seele aus dem Leib prügelte, er begann auch sämtlichen Weibern nachzustellen, die in seine Reichweite kamen.

Ganz besonders hatte er es auf eine junge Frau abgesehen, die der Königin diente und Bruna hieß. Diese Bruna war eine stattliche Erscheinung, die mit ihrem hohen Wuchs, den blonden Haaren, ihren aufreizend steilen Brüsten und ihrem strahlenden Lächeln wie ein weibliches Gegenstück zu Sigurd wirkte. Allerdings war sie von stolzem, geradezu störrischem Charakter, rasch aufbrausend, leicht beleidigt und sehr nachtragend. Wie alle Weiber - so dachte Hagen, der nie geheiratet hatte - konnte sie sich aber, wenn es ihr opportun erschien, gut verstellen und schmeicheln wie ein schnurrendes Kätzchen. Diese Erfahrung hatte auch König Gundahar gemacht, der von Bruna ins Bett gelockt, ihr Geliebter geworden war und seither in ständiger Sorge lebte, seine Ehefrau könne ihm auf die Schliche kommen.

Bruna wies die Avancen, die ihr Sigurd machte, entschieden zurück. Teils, weil sie ihn nicht besonders mochte - was ihr die Sympathie Hagens eintrug - teils, weil sie ihren königlichen Liebhaber nicht verärgern wollte.

Sigurd, der wie so oft die Situation nicht durchschaute, stellte ihr unverdrossen nach und überraschte sie eines Tages, als sich der Hofstaat auf einem Jagdausflug befand, im königlichen Schlafgemach, wo sie die Betttücher ordnete. Weil er einleitendes Geschwätz für überflüssig hielt und auch von Begierde überwältigt Zeit sparen wollte, warf er das überraschte Mädchen aufs königliche Bett und tat ihr trotz heftiger Gegenwehr Gewalt an. Abschließend versetzte er ihr eine Tracht Prügel, weil sie sich gewehrt hatte, nicht sehr arg und mehr um die grundsätzliche Überlegenheit des männlichen Geschlechtes zu unterstreichen. So weinte Bruna, als er sich entfernt hatte, auch weniger aus Schmerz, sondern eher aus Wut über die Schmach, die ihr angetan worden war.

Dann nahm sie einen Dolch, der an der Wand hing, an sich und sann auf Rache. Dieser Dolch war ein besonderes Stück, das ein Schmied aus einem zerbrochenen Schwert gefertigt

hatte, aber am Ende selbst nicht für sehr gelungen hielt. Die Klinge war etwa so lang wie ein Unterarm, schmal, an beiden Seiten scharf geschliffen und nadelspitz. Für ein Schwert zu kurz und einen Dolch zu lang, war die Waffe nicht recht zu brauchen, zumal die überschlanke Klinge im Kampf bald zerbrechen musste. Wahrscheinlich um diesen Mangel auszugleichen, versah der Schmied die Klinge mit einem prächtigen Griff und einer schön verzierten Parierstange, was den König dazu veranlasst hatte, die sonst auch seiner Meinung nach nutzlose Waffe als Dekorationsstück an die Wand hängen zu lassen.

Am nächsten Tag raunte Bruna Sigurd zu, er möge sie in einem nahen Waldstück nächst der Residenz an der dort entspringenden Quelle treffen, sie verzehre sich vor Sehnsucht nach ihm.

Sigurd zweifelte nicht im Geringsten daran, dass er das Mädchen mit der Kraft seiner Männlichkeit tief beeindruckt und in ihm den Wunsch zur Wiederholung geweckt hatte, eilte zur vereinbarten Stunde zum Treffpunkt und fand ein jähes Ende.

Als er sich nämlich über die Quelle beugte, um sich durch einen kühlen Trunk für die bevorstehenden Liebesmühen zu stärken, trat Bruna ganz leise von hinten an ihn heran und rannte ihm den Dolch in den Rücken. Die Klinge mochte zwar für den kriegerischen Kampf nicht zu brauchen sein, für diesen Zweck eignete sie sich hervorragend. Fast ohne merklichen Widerstand glitt sie in das Fleisch, schrammte nur leicht an einer Rippe und trat an der Brust wieder aus. Weil es so leicht gegangen war, und sie sehr gekränkt worden war, stach Bruna rasch hintereinander noch zweimal zu, ehe sie zurückwich und mit gezücktem Dolch abwartend stehen blieb. Sigurd wandte sich langsam um, starrte Bruna mit großen blauen Augen an und schien ihr Vorwürfe machen zu wollen. Er kam aber nicht mehr zu Wort, weil sich sein Mund mit Blut füllte, und er nach kurzem Zappeln mit den Beinen verstarb.

Hagen war an diesem Tag früher als die anderen vom Jagdausflug zurückgekehrt, weil es ihn verdrossen hatte, dass der Wein für die Jagdgesellschaft durch ein Versehen nicht an den dafür vorgesehenen Lagerplatz gebracht worden war. Nun saß er einigermaßen zufrieden an seinem Lieblingsplatz im königlichen Blumengarten und hatte einen Humpen besten Weines vor sich, als eine aufgelöste Bruna, die sich inzwischen ernsthafte Gedanken über Kerker und Blutgericht machte, an ihn herantrat.

„Edler Herr von Tronje“, sagte sie und Hagen nickte wohlwollend, weil er es schätzte, wenn man ihn so ansprach, „ein schreckliches Unglück ist geschehen und ich glaube, Ihr seid der einzige im ganzen Königreich, der Rat wissen wird und mir helfen kann. Habt die Güte und kommt rasch mit mir mit.“ Das Wohlwollen schwand aus Hagens Blick, aber er hatte ein Gespür für echte Krisen, und so folgte er dem Mädchen, ohne sie mit Fragen zu bedrängen.

Zehn Minuten später stand er am Tatort und betrachtete die Bescherung.

„Warst du das?“, fragte er, und Bruna erzählte ihm die ganze Geschichte.

„Hat dich jemand auf dem Weg zur Verabredung gesehen?“

Bruna begann schluchzend an den Fingern abzuzählen und Hagen winkte ab, als sie bei fünf angelangt war. „Zeugen“, dachte er, „zu viele Zeugen.“

Wenn er den Toten einfach so liegen ließ, würde es eine Untersuchung geben. Man würde auch Bruna befragen, und das schlechte Gewissen stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie würde sich höchstwahrscheinlich verraten.

Hagen erwog die möglichen Weiterungen. Der Schwager des Königs war meuchlings erstochen worden, von einem Mädchen, mit dem er ein Verhältnis gehabt hatte. Man würde das Bruna nicht durchgehen lassen, auch wenn sie sich auf gekränkte Ehre berief, und sie würde schließlich ausplappern, dass sie auch die Geliebte des Königs gewesen

war. Der Skandal wäre dann perfekt, und wie die Königin und ihre ruppigen Brüder darauf reagieren würden, war kaum abzusehen. Bruna würde auf jeden Fall beseitigt werden müssen und zwar möglichst rasch, um die Sache vielleicht doch noch unter den Teppich zu kehren. Einen kurzen schwarzen Moment lang dachte Hagen daran, Bruna gleich jetzt an Ort und Stelle zu erwürgen. Dann mochte man darüber rätseln, was geschehen war, aber es gäbe niemanden mehr, der etwas Verfängliches erzählen konnte. Er tat es dann doch nicht. Bruna hatte ihn schon richtig eingeschätzt. Hagen hob den Dolch auf und reinigte ihn sorgfältig.

„Aus des Königs Gemach?“, fragte er und Bruna nickte. Hagen gab ihr den Dolch. „Häng ihn wieder an seinen Platz“, befahl er. „Der König wird von der Geschichte erfahren müssen, aber du sagst zu niemanden ein Wort. Wenn du leben willst, so schweig.“

Bruna war nicht dumm und sie verstand genau, was Hagen meinte. Sie fiel vor ihm auf die Knie, küsste seine Hand und rannte davon, so schnell sie konnte. Hagen blieb mit einem toten Helden zurück und konnte sehen, was aus der Situation zu machen war.

Am Abend bat Hagen den von der Jagd zurückgekehrten König um eine dringende Unterredung und berichtete genau, was vorgefallen war. Erwartungsgemäß verfiel auch Gundahar zunächst auf den Gedanken, Bruna unauffällig beseitigen zu lassen, bestand dann aber nicht darauf, weil Hagen für sie bat, er selbst sie auch mochte – schließlich war sie seine Geliebte – der alte Sterndeuter mit seinen nützlichen Giftränken nicht mehr zur Verfügung stand, und Hagen überdies versicherte, er habe die Lage völlig im Griff.

Nachdem das geklärt war, wandte sich der König praktischen Dingen zu. „Der Schatz ...?“, fragte er, und Hagen nickte. „Ich kümmere mich darum. Reitet morgen wieder zur Jagd, nehmt jedermann mit, besonders auch Eure

Schwester und lasst wissen, dass man Sigurd am Rastplatz treffen werde.“

Kaum hatte am nächsten Morgen die Jagdgesellschaft die Residenz verlassen, entfaltete Hagen eine hektische Betriebsamkeit. Er ließ den Leichnam Sigurds, den er tags zuvor unter Zweigen gut versteckt hatte, von vertrauenswürdigen Knechten in die Burg bringen und gebührend hergerichtet vor Kriemhilds Gemach aufbahren. Dann verschaffte er sich Zutritt zu ihren Räumen und ließ die Schatztruhen in die Gewölbe des Königs bringen, wofür ihm dieser ohne Bedenken die Schlüssel ausgehändigt hatte, weil die Schatzkammern praktisch leer waren.

Den von der Jagd heimkehrenden Gästen bot sich ein trauriges Bild. Hagen stand vor der Bahre Sigurds, beklagte das Ende dieses vortrefflichen Helden und erzählte jedem, der es hören wollte, dass eine fehlgeworfene Jagdlanze – von wem wisse man nicht – das Unglück verursacht habe. Ein bedauerlicher Jagdunfall eben. Wenn jemand Zweifel an dieser Geschichte hatte, und Gründe für berechtigte Zweifel gab es genug, so behielt er sie für sich. Alle nickten einander mit ernster Miene zu und sagten, dass der Tod den Menschen oft rasch und unerwartet heimsuche. Der Priester wollte die Angelegenheit zum Gegenstand einer improvisierten Predigt machen, konnte aber zur allgemeinen Erleichterung zum Schweigen gebracht werden. Auch die Witwe, die unter Sigurds Derbheiten und seinen Weibergeschichten in letzter Zeit sehr gelitten hatte, zeigte sich gefasst. Nach angemessenem Wehklagen und verzweifelter Heulen an der Bahre des Dahingeschiedenen – man erwartete das von ihr – begab sie sich ruhig in ihre Gemächer, um für sein Seelenheil zu beten, was der Priester zum Anlass nahm, ihr eilig zu folgen.

Kurz danach tauchte Kriemhild wieder in der Halle auf. Aus einer tiefbetäubten Witwe war eine kreischende Furie geworden, die ihren königlichen Bruder beschuldigte, ihr Erbe, den Schatz des Verblichenen gestohlen zu haben.

Wahrheitsgemäß bestritt Gundahar, den Schatz genommen zu haben, schob alle Schuld auf Hagen und vergaß zu erwähnen, dass die Schatztruhen nunmehr in seiner Schatzkammer standen, wovon er sich inzwischen überzeugt hatte.

Um dem Zorn der Prinzessin, die ihn offen als Mörder, Räuber und Dieb bezeichnete, zu entgehen, verließ Hagen noch in derselben Nacht die Residenz und verbrachte die nächsten zwei Wochen in einer nahegelegenen, aber verborgenen und den meisten Hofleuten unbekanntem Jagdhütte, wo ihn Bruna besuchte und ihm auf vielfältige Weise ihre Dankbarkeit und Liebe bekundete.

Ihr Verhältnis mit dem König war nämlich überraschend zu einem Ende gekommen, nachdem sie der König dabei angetroffen hatte, wie sie nachdenklich den wieder ganz unschuldig an seinem Platz hängenden Dolch betrachtete. Dem König war bei diesem Anblick sehr unbehaglich geworden und es war ihm, als hätte er ein leichtes Stechen zwischen den Schulterblättern verspürt. Mit vielen schönen Worten und noch schöneren Geschenken aus gutem Gold hatte er sie gebeten, Rücksicht auf die Gefühle der hohen Frau, seiner Gemahlin, zu nehmen und sich einen anderen Geliebten, besser noch einen Ehemann zu suchen.

Sobald sich die Wogen etwas geglättet hatten, kehrte Hagen an den Hof zurück. Kriemhild kam auf die Angelegenheit nicht mehr zu sprechen, weil sie sich darüber klar geworden war, dass Hagen nichts ohne Wissen und Zustimmung ihres königlichen Bruders getan hatte, unterließ es aber künftig, das Wort an Hagen zu richten, oder ihn auch nur zu grüßen. Nach einiger Zeit nahm sie eine alte Frau in ihren Dienst, die eine Schwester des giftkundigen Sterndeuters hätte sein können, und die gewiss ebenso viele Möglichkeiten kannte wie dieser, einen Menschen auf unangenehme Weise ums Leben zu bringen. Hagen hatte den Eindruck, dass ihn die Alte ständig beobachtete und er vermied es, irgendetwas zu essen oder

zu trinken, dessen Zubereitung er nicht selbst sorgfältig beobachtet hatte. Auch sein königlicher Herr nahm plötzlich einen Vorkoster in Dienst, was er bisher nicht für nötig gehalten hatte.

Es war notwendig, die Situation auch in anderer Hinsicht zu klären. Die Gefolgsleute, die Sigurd mitgebracht hatte, verhielten sich zwar unauffällig, suchten aber oft die Nähe Kriemhilds und ihr Anführer, ein gewisser Gunnar, den Hagen für weitaus klüger und damit gefährlicher hielt, als es Sigurd gewesen war, wurde mehrmals dabei beobachtet, wie er ernsthaft und intensiv mit der hohen Frau Unterredungen führte. Eines Tages rempelte ihn Hagen vor zahlreichen Hofleuten heftig an, erklärte, er sei soeben tödlich beleidigt worden, und forderte den Mann für den nächsten Tag zum Zweikampf. Dem war klar, dass sein Tod und wahrscheinlich auch der seiner Männer beschlossene Sache war, man ihnen aber eine kurze Frist zur Flucht eingeräumt hatte. Die Frist wurde genutzt und die Bande verließ noch am selben Tag Worms auf nimmer Wiedersehen.

Ein anderes Problem stellte der Priester dar. Es wurde viel über den Tod Sigurds geflüstert, aber nichts offen ausgesprochen. Die allgemeine Meinung ging dahin, Hagen habe Sigurd auf Befehl des Königs umgebracht, wahrscheinlich des Schatzes wegen. So war es wenig überraschend, dass der Priester eines Tages an Hagen, der wieder im königlichen Blumengarten saß, herantrat, händereibend von den Qualen der Hölle sprach, die unbußfertigen Sündern, insbesondere Mördern drohe, und Hagen fragte, ob er nicht etwas zu beichten habe. Hagen, der bisher überhaupt noch nie gebeichtet hatte und auch nichts davon hielt, sah den Mann an, als ob der verrückt geworden wäre, und entgegnete wenig überlegt aber wahrheitsgemäß, er habe nichts derartiges getan, das er beichten müsse, der Priester möge sich fortschere. Nun schätzte der Priester Hagen als einen Mann ein, der es nicht